

Null Nutzen

Den Hunger auf der Welt besiegen, dies ist eines der Generalargumente der Gentech-Unternehmen.

Doch Hinweise, dass diese Technologie den armen Ländern tatsächlich nutzt, sind bisher kaum zu finden.



M. Nascimento/REA/laif

Nachdem Brasilien lange Zeit gentechnikfrei war, hat transgenes Soja inzwischen einen Anteil von etwa 20 Prozent.

Mitten in Westafrika liegt eines der ärmsten Länder der Welt, mitten in Westafrika testet Monsanto seit 2001 seine Bt-Baumwolle – ohne das Wissen der Bevölkerung und ohne große Schutzmaßnahmen. Die Rede ist von Burkina Faso, einem Land kleiner als die Bundesrepublik. Die Bevölkerung lebt dort hauptsächlich von Subsistenzlandwirtschaft. Dürren und – besonders im Norden – Hungersnöte prägen die Situation des Landes.

Baumwolle ist für Burkina Faso ein bedeutender Wirtschaftsfaktor und Hauptexportgut. Mehr Erträge, weniger Pflanzenschutz, damit köderte Monsanto den Staatspräsidenten des gebeutelten Landes, der den Versuchen mit Bt-Baumwolle klammheimlich zustimmte. Damit bekam die gentechnisch veränderte Pflanze einen Fuß in die Tür Westafrikas. Denn auch in den umliegenden Ländern wird Baumwolle angebaut. Einmal kontaminiert, immer kontaminiert, ist die berechtigte Sorge der Gentechnikgegner.

Burkina Faso ist ein besonders krasses Beispiel dafür, wie Entwicklungsländer von der Agrogentechnik und den dahinter

stehenden großen Unternehmen überfahren werden. Das Land hat mit dem weitgehend unkontrollierten Anbau gegen ein internationales Abkommen verstoßen, das Cartagena-Protokoll von 2003. Es regelt den grenzüberschreitenden Transport von gentechnisch veränderten Organismen und verpflichtet die Staaten dessen Vorgaben in die eigene Gesetzgebung zu übernehmen und Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen, bevor mit dem Anbau begonnen wird.

Passt Agrogentechnik zu Entwicklung?

Beschlossen die Industriestaaten noch 1992 auf dem UN-Gipfel über Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro, die Entwicklungsländer „bei der nachhaltigen, vorteilsgerechten und sicheren Nutzung der biologischen Vielfalt auch mit gentechnologischen Methoden zu unterstützen“, so bestehen heute, 13 Jahre nach dem ersten kommerziellen Anbau gentechnisch veränderter Pflanzen, doch erhebliche Zweifel, ob diese Technologie gerade in den Entwicklungsländern nicht mehr Risiken als Nutzen mit sich bringt.

Den Hunger in der Welt zu bekämpfen, ist eines der liebsten Argumente der Gentechnikindustrie. Gleichzeitig ist es oberstes Ziel der Entwicklungspolitik. Doch wie verhält sich beides zueinander? Das deutsche Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung hat sich mit der Frage der Agrogentechnik bisher nur wenig beschäftigt. Immerhin unterstützt das Ministerium in jüngerer Zeit afrikanische Staaten bei der Umsetzung des Cartagena-Protokolls.

Neuen Schwung in das Thema könnte nun ein Bericht des Büros für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag „Auswirkungen des Einsatzes transgenen Saatguts auf die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Strukturen in Entwicklungsländern“ geben. Seine Autoren haben sich akribisch mit der Realität der Agrogentechnik in Entwicklungs- und Schwellenländern befasst und sie besonders an vier Fallbeispielen – China, Brasilien, Costa Rica und Chile – deutlich gemacht. Der Bericht beschäftigt sich weniger mit den Risiken der Auskreuzung und möglichen gesundheitlichen Folgen, sondern damit, wie sich die Verbreitung der Agrogentechnik auf Ziele der Entwicklungspolitik – vor allem die autonome Ernährungssicherung – auswirkt. Auch nach 13 Jahren kommerziellen Anbaus sind es nach wie vor zwei Eigenschaften, die bei transgenen Sorten weltweit überhaupt eine Rolle spielen. Das sind die Resistenz gegen Herbizide wie Roundup Ready oder Basta (HR) und die Insektenresistenz durch das bacillus thuringiensis-Gen (Bt). Diese beiden Eigenschaften finden sich in 99,9 Prozent der angebauten GVO und das in nur vier Pflanzenarten – Soja, Mais, Baumwolle, Raps. Der kommerzielle Anbau findet – außer in den USA und in Kanada – nahezu ausschließlich in den sogenannten Schwellenländern statt und beschränkt sich ganz überwiegend auf zwei sogenannte Cash Crops: HR-Soja in Südamerika (Argentinien, Brasilien,

weiter auf S. 6 >>



imago/Xinhua

Baumwolle ist in China die wichtigste Exportfrucht. Zu zwei Drittel handelt es sich um den Anbau von Bt-Baumwollsorten, hauptsächlich in kleinbäuerlichen Strukturen.

Paraguay, Uruguay) sowie Bt-Baumwolle in Indien und China. Ein Anbau für die Ernährungssicherung oder für lokale Märkte spielt fast keine Rolle, konstatiert der TAB-Bericht.

So gebe es auch kaum transgene Sorten, die sich an Zielen der Entwicklungspolitik oder an lokalen Bedürfnissen orientieren. Die Eigenschaften der genutzten Pflanzen richten sich naturgemäß nach den Zielen der Saatgutinhaber wie Monsanto oder Syngenta, die ihre Sorten gemeinsam mit den zugehörigen Pflanzenschutzmitteln verkaufen. Die Autoren des TAB-Berichtes weisen auf den „enormen Einfluss“ der großen Saatgutunternehmen hin, die oft Forschung und Entwicklung in den betrachteten Ländern organisieren und finanzieren, und werfen die Frage auf, ob diese Art der Kooperation für die Entwicklungszusammenarbeit ein zukunftsweisendes Modell sein kann.

Nutzen nicht erkennbar

Ein eindrückliches Beispiel liefert Costa Rica, dem der TAB-Bericht eine Fallstudie widmet. Das kleine mittelamerikanische Land ist sozusagen Versuchs- und Vermehrungsstation für die großen internationalen Unternehmen, die hier ihr Soja-, Baumwoll- und Maissaatgut für den Welt-

markt produzieren. Der Erprobungs- und Vermehrungsanbau geschah über längere Jahre de facto im Verborgenen, ohne dass die Öffentlichkeit informiert worden wäre. Zudem wurden die Freisetzungen kaum geprüft und kontrolliert – eine Folge dessen, dass fast ausschließlich externe Interessen dahinter standen. Ein Anbau für die eigenen Bedürfnisse fand nicht statt, die Wertschöpfung des Anbaus erfolgte außer Landes. An vielen weiteren Beispielen des Berichts wird deutlich, dass

- eigene Forschung in den Entwicklungs- und Schwellenländern kaum geleistet werden kann, auch keine Risikoforschung. Deshalb werden die Forschungsergebnisse der Saatgutunternehmen meist einfach übernommen. Allein China betreibt eigene Forschung und Sortenentwicklung;
- in den meisten Entwicklungs- und Schwellenländern keine ausreichende Gesetzgebung zum Anbau von GVO existiert, dies betrifft zum Beispiel Koexistenz, Kennzeichnung und Vorsorge;
- der Kenntnisstand der Bauern und in der Bevölkerung über GVO in der Regel sehr gering ist.

Dies sind eindeutige Risiken. Einen Nutzen der Agrogentechnik für die Bauern vor Ort konnte der TAB-Bericht nicht feststellen. Seine Schlussfolgerung formulierte der Autor Arnold Sauter als Wissenschaftler in einem Interview des Deutschlandfunks sehr vorsichtig, aber eindeutig: „Die Gentechnik wird genutzt für diese beiden dominierenden Anwendungen – einmal zur Schädlingsbekämpfung und zum anderen zur Vereinfachung der Unkrautbekämpfung. Allerdings sind die tatsächlichen, langfristigen ökonomischen Effekte – Gewinne und Nutzen also – ganz schwach belegt.“

age, re

Die vollständige Studie „Transgenes Saatgut in Entwicklungsländern – Erfahrungen, Herausforderungen, Perspektiven“ (TAB-Arbeitsbericht Nr. 128) kann per E-Mail bei der bioland-Redaktion angefordert werden (redaktion@bioland.de) oder aus dem Internet heruntergeladen werden (www.tab.fzk.de).

Gen-Gerste

Preis zurückgegeben

■ Weil in ihrer Nachbarschaft gentechnisch veränderte Gerste freigesetzt werden soll, hat die Stralsunder Brauerei den Bundesehrenpreis zurückgegeben. Den hatte Geschäftsführer Markus Berberich erst kurz zuvor, am 23. April, von Bundeslandwirtschaftsministerin Ilse Aigner erhalten. Am 4. Mai hatte das Bundesamt für Verbraucherschutz und Lebensmittelsicherheit dann Freilandversuche mit transgener Gerste in Thulendorf, Mecklenburg-Vorpommern, genehmigt. Die Genehmigung stehe im Widerspruch dazu, dass Aigner bei der Preisübergabe das Deutsche Reinheitsgebot als höchstes Gut der Braukultur gelobt habe, meinte Berberich: „Somit ist dieser Preis für uns nichts mehr wert.“

Zusammen mit 1.400 Einwendern hatte die Brauerei schon vor der Genehmigung gegen die Freisetzung protestiert. Versuchsansteller ist die Universität Gießen. In Gießen war eine geplante Freisetzung in den Vorjahren am Widerstand der Bevölkerung gescheitert. Jetzt soll die Gerste im Agrobiotechnikum in Groß Lüsewitz ausgesät werden.

Berberich vermutet, dass es bei dem Experiment auf 9,6 qm gar nicht um Sicherheitsforschung gehe, wie behauptet, sondern um Produkt- und Methodenentwicklung. Allein der Aussaatzeitpunkt am 7. Mai zeige, dass es sich hier nicht um seriöse Forschung handeln könne.

Die Gentechnikgerste stammt aus den USA und ist gegen bestimmte Pilze resistent. Weil Gerste aber gleichzeitig mit anderen Pilzen eine wichtige Symbiose eingeht, soll nun untersucht werden, ob sie sich mit dem Pilzgift nicht selbst schadet. Gerstenpollen gelangen trotz einer hohen Selbstbestäubungsrate in die Luft und werden dort sehr weit verweht.

Die Stralsunder Brauerei ist Bioland-Partner und bietet verschiedene Biere der Marke Störtebeker in Bioland-Qualität an.

Weitere Informationen: www.stralsunder.de